

Dieses Buch ist den unbekanntem und vergessenen Opfern
des Nationalsozialismus in Österreich gewidmet:

Den Mordopfern des Massakers von Hinterbrühl

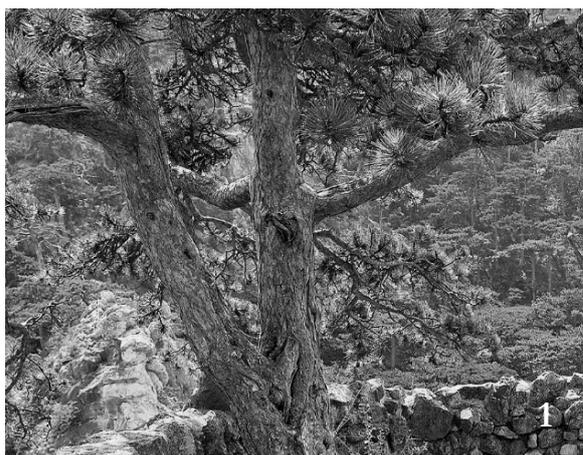
Hundertem Mordopfern des „Geheimlagers Lisa“

Tausenden Mordopfern der Todesmärsche

Zehntausenden Mordopfern der unterirdischen Waffenproduktion

Das Geheimprojekt „Languste“ und das Geheimplager „Lisa“

Die romantisch-idyllische Gegend von Hinterbrühl mit ihren bizarren Kalksteinfelsen, verwachsenen uralten Schwarzföhrenwäldern und den lieblichen Hügelausläufern des südwestlichen Wienerwaldes war zwischen 1944 und 1945 zu einer schaurig-bedrohlichen Kulisse für das große Morden geworden. Auch diesen versteckten, bis dahin vom großen Krieg mehr oder weniger verschont gebliebenen Ort hatten die Nazis nun in ihr Zerstörungswerk hineinbezogen, erschlossen und wie mit einem Geschwür überdeckt.



Spätestens nach den verheerenden Luftangriffen auf die Wiener Neustädter Flugzeugwerke und die Rax-Werke vom 2. November 1943 wurde auf Befehl des Führers auch im Raum Groß-Wien für alle Lenker der Rüstungsindustrie die unterirdische Weiterführung der Waffen- und Flugzeugfertigung zur vorrangigen Reichssache erklärt.¹

Schon im Jahr 1943 heulten in der Hinterbrühl sechs Mal in der Nacht die Sirenen. Die alliierten Bomber konnten vom besetzten Italien aus inzwischen auch Wien und seine Umgebung erreichen. Am 23. März 1944 konnte man hinter dem Kalenderberg und dem Anninger einen hell erleuchteten Himmel sehen und laute Explosionen hören. Die Enzesfelder Munitionsfabrik wurde gerüchteweise durch Sabotage zerstört. Auch die Flugmotorenwerke in Wien-Floridsdorf wurden bombardiert und schwer getroffen. Am 13. Juli 1944 wurde das Nebenlager in Wien-Schwechat evakuiert, da es durch Bombenangriffe der Alliierten teilweise zerstört wurde. Aber die Heinkel Flugzeugwerke hatten schon eine Strategie entwickelt, wie sie ungestört weiter ihren Strahlbomber He 162 bauen konnten.² Die Seegrotte in Hinterbrühl, zuvor schon seit den 1920er-Jahren touristisch erschlossen, dann im Krieg ein idealer Luftschutzbunker für die Bevölkerung der Hinterbrühl, wurde im Frühjahr 1944 von der NS-Rüstungsinspektion zugunsten der Heinkelwerke beschlagnahmt.³ Schon zu Beginn des Jahres 1944 wurde der Besitzer der Seegrotte von der Gaupolizeileitung darüber in Kenntnis gesetzt, dass das ausgedehnte unterirdische Grotzensystem aufgrund kriegsnotwendiger Maßnahmen für die staatliche Nutzung zur Verfügung zu stellen sei. § 10 des Reichsleistungsgesetzes von 1939 gestattete es staatlichen Stellen, aber auch der SS und der Wehrmacht, private Grundstücke zu betreten und zu nutzen. Der Grundeigentümer musste die Verwertung seines Privatbesitzes hinnehmen, ohne dass er dabei rechtlich enteignet wurde. Auf die gleiche Art und Weise wurde auch das staatliche Nutzungsrecht für die privaten Liegenschaften, die dem Fürstenhaus Liechtenstein gehörten, geltend gemacht. Dort sollte an der Johannesstraße ein Außenlager für das Konzentrationslager Mauthausen errichtet werden, wo anfangs 800 und in der Folge bis zu 2.000 Zwangsarbeiter interniert waren.⁴

KZ-Häftlinge und kriegsgefangene feindliche Soldaten waren für Adolf Hitler und seine treuen Helfer und Helfershelfer ein fast ideal einsetzbares „Menschenmaterial“ zur Bewerkstelligung von jeder Art von „menschenverschleißender“ Arbeit. Sie konnten sehr schnell überall eingesetzt werden, wo man sie brauchte, weil man keine Rücksicht auf die Wünsche von irgendwelchen Angehörigen nehmen musste. Sie konnten gezwungen werden, die schlimmsten, anstrengendsten und gefährlichsten Arbeiten zu verrichten, weil ihr Leben überhaupt keinen Wert hatte. Ihre Arbeitszuteilung und ihr Arbeitsplatz konnte so völlig geheim gehalten werden, was sie insbesondere für die geheime Rüstungsindustrie, wenn auch durch internationale Konventionen verboten, prädestinierte. KZ-Häft-

linge und Kriegsgefangene waren ideal für die Zwangsarbeit in unterirdischen geheimen Waffenproduktionsstätten geeignet: die Geheimhaltung war gewährleistet, dem Dogma der „Vernichtung durch Arbeit“ wurde entsprochen, sie waren jederzeit und überall variabel einsetzbar, sie waren unglaublich billig und der unvermeidliche „Verbrauch“ konnte durch frischen „Nachschub“ aus den Stammlagern ganz schnell kompensiert werden.⁵ Aus der Perspektive der jeweiligen Stammlager, in Österreich war dies das KZ Mauthausen, waren die Nebenlager wie das „Geheimprojekt Languste“ in Hinterbrühl, „Außenkommandos“. Diese wurden personell mit aus dem Stammlager abkommandierten SS-Bewachern mit dem notwendigen „Knowhow“ zur Errichtung und Bewachung eines Nebenlagers ausgestattet. In Straßhof bei Wien gab es das größte Durchgangslager für Kriegsgefangene, es wurde auch „der große Sklavenmarkt der Nazis“ genannt. Auch von dort aus wurde das Lager in Hinterbrühl mit Zwangsarbeitern beschickt.

„Als bald nach Errichtung des Hauptlagers Mauthausen wurden Häftlinge an verschiedenen - teilweise von Mauthausen recht entfernt liegenden Plätzen - zur Arbeit eingesetzt. Diese Arbeitsstellen wurden in Außenkommandos und einige von ihnen später in Nebenlager umgewandelt. ... Wien-Floridsdorf mit 2.729 Häftlingen, einem SS-Führer, (Streitwieser), 44 Unterführern, 306 SS-Mannschaften“.⁶ Das „Geheimlager Lisa“ in Hinterbrühl wird in dieser Aufzählung nicht gesondert angeführt. Die einzige verfügbare, etwas ausführlichere und zeitgeschichtlich relevante Darstellung über das „Geheimlager Lisa“ wurde in englischer Sprache verfasst und kann nur unter „Wien-Hinterbrühl“ aufgefunden werden.⁷

Der Oberkommandierende für sämtliche Nebenlager im Großraum Wien war Anton Streitwieser⁸, der sich im KZ-Mauthausen und im angeschlossenen Arbeitslager Gusen als brutaler und eiskalter



Menschenschinder profiliert und als rücksichtsloser Machtmensch im Laufe von Jahren ganz nach oben gearbeitet hatte. Dieses Verhalten war Gegenstand bei seiner Gerichtsverhandlung im Jahr 1968 in Köln und wurde ausführlich dargelegt.⁶

„Wenn im Keller der Schießstand, auf dem die von der Gestapo Verurteilten ermordet wurden, sowie Gaskammer und Sezierraum in Tätigkeit waren, kam es vor, dass sich die Abflusskanäle mit geronnenem Menschenblut verstopften. Da standen wir als Kanalräumer beim Wiederflottmachen und Reinigen der Kanäle jedes Mal in dem Schacht, der ungefähr einen Querschnitt von 1,3 zu 1,3 Meter hatte,

fast bis zu den Knien in Menschenblut. Die Erschießungen am laufenden Band wurden meist vorgenommen vom Arbeitsdienstführer Trum, vom Schutzlagerführer Bachmayer, vom zweiten Lagerführer Streitwieser oder vom Kommandanten Ziweis, aber auch viele andere SS-Bestien haben Erschießungen durchgeführt.“ Dies berichtet KZ-Häftling 14985 unmittelbar nach der Befreiung im Sommer 1945.⁹

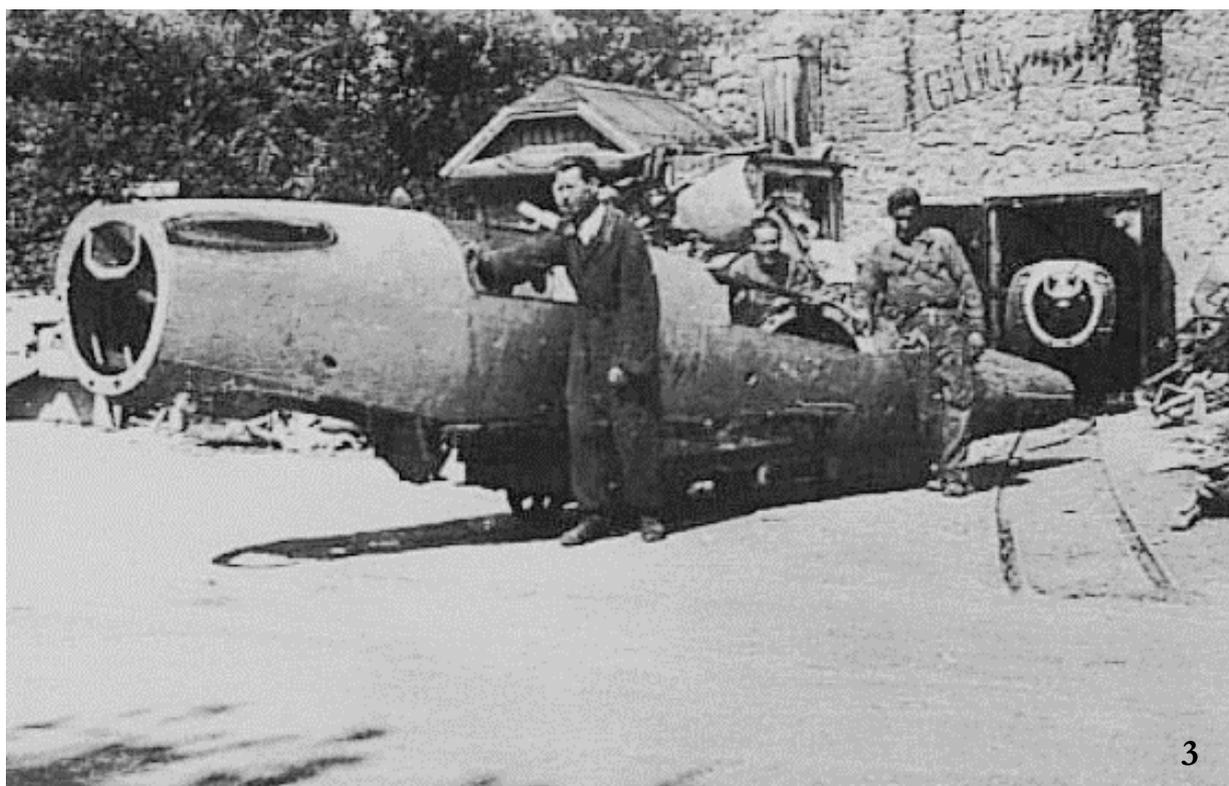
Anton Streitwieser folgte treu dem Motto von SS-Reichsführer Heinrich Himmler, dass alle Zwangsarbeiter zu vernichten seien, die nicht mehr arbeitsfähig sind. Wer die unmenschlichen Strapazen bei der Arbeit und im Lager nicht mehr ertragen konnte, wer durch Krankheit oder Verletzungen unbrauchbar wurde, wurde entweder an Ort und Stelle erschossen oder erschlagen oder über Mauthausen nach Majdanek oder Bergen-Belsen geschickt, was auch den sicheren Tod bedeutete. Oder er wurde gleich direkt im Rahmen der „Aktion 14f13“ in der Tötungsanstalt Schloss Hartheim nahe Linz vernichtet und „entsorgt“.¹⁰

Ab Anfang bis Mitte 1944 wurden im gesamten Dritten Reich luftangriffsgefährdete Rüstungsproduktionsanlagen strategisch in unterirdische „Ausweichrichtungen“ ausgelagert. Die schon „na-

türlich“ vorhandenen verzweigten Stollensysteme und geräumigen unterirdischen Hallen des ehemaligen Gipswerkes der Seegrotte in der Hinterbrühl wurden von den Entscheidungsträgern als ideal geeignet für die Produktion der Bomberrümpfe der Wunderwaffe He 161, dem weltweit ersten einstrahligen Düsenflugzeug, befunden.¹¹

Auch in der Heimkehle am Südhang des Harzgebirges bei Nordhausen gab es so ein riesiges zusammenhängendes Labyrinth von Gipshöhlen und Stollen, die für die Erzeugung von Flugzeugteilen der JU 88 und JU 188 nutzbar gemacht wurde. Die hohe Luftfeuchtigkeit und die beißende Dauerkälte machten den Häftlingen schwer zu schaffen und führten zu überdurchschnittlich vielen Todesfällen.¹²

Im Gegensatz zu anderen unterirdischen Produktionsstätten in Österreich, wie zum Beispiel Gusen, Ebensee und Redl-Zipf oder Überlingen in Deutschland („Geheimprojekt Magnesit“) mussten diese unterirdischen Stollenanlagen nicht erst in die Felsen hineingesprengt werden, was unzähligen Häftlingen das Leben gekostet hätte. In der Hinterbrühl brauchte man „nur“ noch den unterirdischen

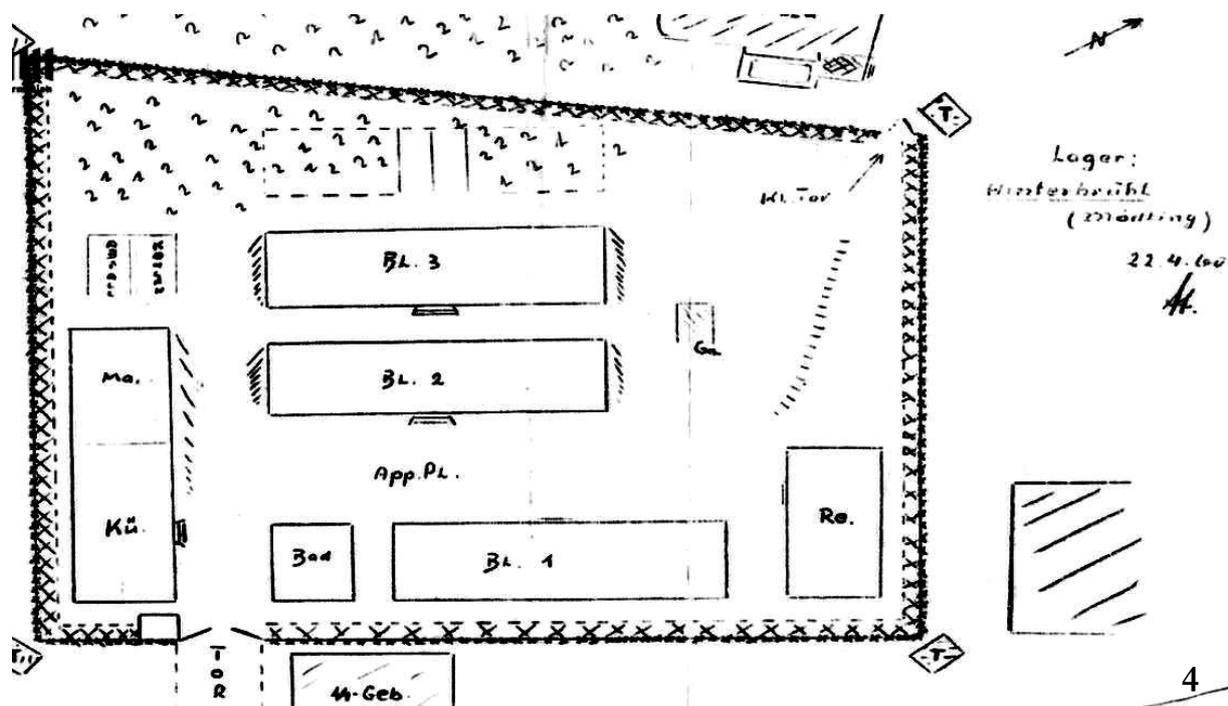


See in den Mödlingbach im Dauerbetrieb abzupumpen und ebene Produktionsflächen zu betonieren.

Die Stollen konnten ebenerdig durch einen 800 Meter langen Hauptstollen erreicht werden; eine zweite Zugangsmöglichkeit war der Einstieg durch eine Öffnung von der Johannesstraße aus, dem sogenannten „Turm“. Dieser Zugang liegt heute auf einem Privatgrundstück und ist nicht öffentlich zugänglich. Beide Zugangsmöglichkeiten wurden genutzt, wobei der ebenerdige Stollen vorrangig benötigt wurde, um die fertigen Flugzeugrümpfe mit Loren an das Tageslicht zu befördern, von wo sie nach Wien-Heidfeld zum Zusammenbau weitertransportiert wurden.¹³

Zivile Arbeitskräfte wurden aus Gründen der Geheimhaltung im „Geheimprojekt Languste“ möglichst spärlich eingesetzt. Für die dringend benötigten „Arbeitsklaven“ sorgte Hans Kammler mit tatkräftiger Unterstützung von Franz Xaver Dorsch, dem Oberaufseher über alle Zwangsarbeiter

im Dritten Reich. Inzwischen waren schon die ersten Häftlingstransporte aus Mauthausen, aus Floridsdorf, aus Straßhof, aus Wiener Neudorf, aus Wiener Neustadt und aus Berndorf in die Hinterbrühl unterwegs.¹⁴



Noch im Februar 1944 begannen die Vorbereitungsarbeiten für die Errichtung des Lagers an der Johannesstraße mit dem Aufbau der vorgefertigten vier großen Häftlingsbaracken. Erhalten ist noch die Aussage des ehemaligen KZ-Häftlings Marian Kryszak, der über das Lager Schwechat-Heidfeld nach Wien-Floridsdorf verlegt worden war: „Kurze Zeit darauf sind wir neuerdings überstellt worden, und zwar nach Mödling in eine Grotte.“

Drei Blocks, jeder vorgesehen für jeweils 450 Zwangsarbeiter und eine Küchenbaracke wurden auf die etwa zwei Joch große Wiese in der Johannesstraße gestellt, mit hohem unter Starkstrom gesetztem Stacheldrahtzaun eingezäunt und mit jeweils einem Wachturm an jeder Ecke versehen. Jeder Block war mit doppelstöckigen Pritschen ausgestattet und es gab eine grob gestopfte Strohmattmatratze und zwei Decken für jeden Häftling, aber keinen Kopfpolster und auch keine Verwahrmöglichkeit für persönliche Gegenstände. In diesen Gebäuden befanden sich außerdem abgetrennte Wohnmöglichkeiten für die Kapos und den „Blockältesten“. Das kleine Bad mit Waschgelegenheit und Latrinen befand sich in einer eigenen Baracke. Das Krankenrevier war in einer separaten kleineren Baracke untergebracht. Der unvermeidliche Appellplatz, auf dem viele KZ-Häftlinge ihr Leben lassen sollten, befand sich zwischen Block 1 und 2.

Laut Bericht des polnischen Überlebenden Marian Siczynski waren anfangs 800 Zwangsarbeiter im „Geheimlager Lisa“ untergebracht, im Endausbau sollten es dann fast 1.400 Häftlinge sein. Kurz vor der Auflösung des Lagers am 31. März 1945 würden hier an die 2.500 KZ-Häftlinge zusammengepfercht darauf warten, den Todesmarsch nach Mauthausen anzutreten.¹⁵

„An der Spitze stand der Lagerkommandant. Er hatte die volle Befehlsgewalt und unterstand dem Inspekteur der Konzentrationslager (Bachmayer) unmittelbar.“¹⁶ „In einer bei seinem Dienstantritt im April 1944 als Lagerleiter erlassenen ‚Dienstvorschrift für die Begleitpersonen und Gefangenenbewachung‘ wurde von Anton Streitwieser den Posten, die bei einem Fluchtversuch eines Häftlings von der Schusswaffe Gebrauch machten, Straffreiheit zugesichert.“¹⁷

Anton Streitwieser nutzte die gesamte der von ihm im Laufe seiner Karriere in den absolvierten Konzentrationslagern gesammelte Bandbreite an „erlaubten“ Bestrafungsmaßnahmen und ergänzte sie durch seine eigenen grausamen Foltermethoden bzw. durch deren Duldung bei den SS-Männern.

„Grundsätzlich wurde im Arrestgebäude auch die körperliche Züchtigung der Häftlinge durchgeführt. ... Als körperliche Züchtigung wurden Schläge mit einem Stock oder - was meist der Fall war – mit einem Ochsenziemer verabreicht. Die Anzahl der Schläge betrug zwischen zehn und fünfundsiebzig. Wenn mehr als 25 Stockschläge als Strafe angeordnet waren, mussten vier Wochen Abstand von 25 zu 25 Schlägen eingehalten werden. Häufig mussten die Häftlinge, die geschlagen wurden, die Schläge mitzählen. Wenn sich ein Häftling verzählte, musste er meist von vorn beginnen mit dem Zählen, und so konnte es vorkommen, dass er die doppelte Anzahl der vorgesehenen Schläge erhielt. Bei der Prügelstrafe bestimmte der Lagerkommandant die Anzahl der Schläge und der Inspekteur der Konzentrationslager hatte diese Strafe zu billigen. Vor dem Vollzug sollte der Häftling ärztlich untersucht und die Strafe sollte auch im Beisein eines Arztes vollzogen werden. Dies war jedoch nicht immer der Fall. Die Strafe wurde auf dem sogenannten 'Bock', über den der Häftling gelegt wurde, vollzogen.“¹⁸



„Als Disziplinarmaßnahme gab es weiter das sogenannte 'Tor- oder Strafstehen'. Die Häftlinge, die mit dieser Maßnahme belegt waren, mussten den ganzen Tag über - manchmal bei glühender Hitze ohne Schatten oder in eisiger Kälte - in der Nähe des Haupttores stehen. SS-Unterführer vergnügten sich oftmals damit, die so stehenden Häftlinge zu schlagen oder zu treten.“¹⁹

„Zu den übelsten Maßnahmen gehörte das sogenannte 'Pfahlhängen'. Dem Häftling, der diese Marter über sich ergehen lassen musste, wurden die Hände mit einem etwa fingerdicken Strick auf dem Rücken zusammengebunden. An diesem Strick wurde der Häftling dann an dem Querbalken einer Baracke oder dem Haken eines in die Erde eingelassenen Pfahls in etwa zwei Meter Höhe aufgehängt, so dass der Körper frei in der Luft schwebte. Das ganze Körpergewicht lastete auf den nach hinten gebogenen Gelenken. Diese Tortur war mit großen Schmerzen verbunden. Wie ein Sachverständiger ausführte, bleibt das Bewusstsein des Gemarterten bei zunehmenden Schmerzen zunächst voll erhalten, mindestens 15 Minuten, sehr wahrscheinlich aber noch viel länger, wenn auch eine klare Bewusstseinstätigkeit infolge des zunehmenden Dehnungsschmerzes der Muskulatur nicht mehr möglich ist. In der Periode zwischen voll erhaltenem Bewusstsein und beginnender Eintrübung tritt eine psychische Enthemmung ein. In dieser Phase - dies geht aus verschiedenen Schilderungen hervor – entsteht eine ungewöhnliche Gesprächigkeit. Das Bewusstsein erlischt nicht schlagartig, sondern langsam, je nach der Hängelage, teilweise aber auch vom individuellen Widerstand abhängig. Es kann nicht angenommen werden, dass es länger als 30 Minuten erhalten bleibt. Der Tod tritt sicher nach drei Stunden ein.“²⁰

Der Winter 1943/44 war ein harter Winter. Die KZ-Häftlinge mussten unter erschwerten Bedingungen an der Errichtung ihres eigenen Lagers schuften.

Der Untergrund musste vom Schnee befreit und nivelliert werden und nur mit einfachen Spaten und bloßen Händen mussten im gefrorenen Boden die Löcher für die Fundamente ausgehoben werden. Die Arbeit dauerte 14 Stunden täglich und 7 Tage in der Woche. Gleichzeitig wurden die

ersten Vorbereitungsarbeiten für die Adaption der Seegrötte für den Strahljägerbau vorgenommen. Die Zwangsarbeiter hatten nur eine dünne graue Arbeitshose, ein raues Leinenoberteil und klobige Holzpantoffel, Hollanderkis genannt, zum Anziehen.²¹ „Good footwear was essential to survival, especially working in that half-frozen mud in the rainy winter season. And people were prepared to risk their lives for a decent pair of boots, something I learned that first night we arrived“, berichtete ein überlebender englischer Kriegsgefangener.

Anfang März 1944 gibt es den ersten Toten. Ein russischer Kriegsgefangener wird von einem Kapo zu Tode geprügelt, weil er sich für die Krankenstation anmelden wollte. In der offiziellen Todesmeldung wurde „Kreislaufversagen durch Herzschwäche“ eingetragen.



Die Temperatur in der Seegrötte war konstant sehr niedrig und lag bei ungefähr 10 Grad. Die Zwangsarbeiter mussten mit Hacken den zu Zement getrockneten Gipsschlamm auflockern und mit Schaufeln auf Schubkarren laden, die dann durch den 800 Meter langen Hauptstollen ins Freie gekarrt und über eine Rampe in den Bach, der Richtung Mödling fließt, gekippt wurden. Dort wunderte man sich über die weißlichen Verfärbungen des Bachwassers. Dann wurde der Boden der Seegrötte so betoniert, dass ebene Arbeitsflächen für die Produktion der Flugzeugrümpfe entstanden. Auch diese auszehrende Arbeit musste hauptsächlich nur mit Schaufeln, Schubkarren und einfachen Mischmaschinen bewältigt werden. Sechzehn Stunden am Tag Sand und Zement, Zement und Sand, schaufeln und arbeiten bis zum Zusammenbruch.²²

„In der Seegrötte, dort tief unten unter der Erde herrschte eine zugige Dauerkälte. Die herumliegenden Leichen von anderen Häftlingen waren eine gute Gelegenheit, sich ein brauchbares Hemd zu nehmen oder eine Jacke. Man schämte sich nicht einmal, das war eben einfach so“, erzählte ein Häftling nach dem Krieg. Täglich passierten schwerste Arbeitsunfälle, die vom Fehlen auch der

elementarsten Sicherheitsvorkehrungen unter Tage herrührten. Das Leben eines Häftlings und seine Unversehrtheit hatten einfach keinerlei Wert.²³





Foto: Herbert Huber

HUBERT MITTER, geboren am 6. Mai 1960 in Salzburg, arbeitete bis September 2019 an der Pädagogischen Hochschule Salzburg - Stefan Zweig am Institut für Gesellschaftliches Lernen und Politische Bildung.

Zuletzt veröffentlichte er den dokumentarischen Historienkrimi „Ein Teufel als Bischof – Maximilian Gandolf Graf zu Kuenburg und die großen Bettlerbubenpogrome von 1677 – 1679 in Salzburg“ (2018) und den fiktiv-autobiografischen Roman „LINZEN – Begegnungen auf meinem Weg ins Gas“ (2019).

Der Autor lebt als freier Schriftsteller mit seiner Frau und seinem Hund „Flo-cke“ in Baden bei Wien.

Buchbestellungen: franziskushubert@gmail.com